

Jörg Kastner

Widukinds Wölfe

Historischer Roman



*Für Birgit und Andreas
in Minden –
mit Dank für die Unterstützung!*

Karl der Große jedoch, der von allen Königen der tapferste war, trat nicht minder durch große Klugheit hervor. Denn er meinte, da er zu seiner Zeit an Weisheit nicht übertroffen wurde, dass sein berühmtes Nachbarvolk nicht dem leeren Irrglauben anhängen dürfe; er zerbrach seinen Kopf wie er den Stamm auf den rechten Weg führen könne. Und er brachte ihn teils durch sanfte Überredung, teils durch Feldzüge dazu ...

Widukind von Corvey, Geschichte der Sachsen

*Die besten seiner Helden, sie lagen in Sachsen tot
Da floh Carolus Magnus, der Kaiser, in großer Not.
Er kam da bald zurück mit neuer Heeresmacht,
Damit er der Sachsen Lande zu seinem Reich gebracht.
August Kopisch*

In Westfalen, dem ehemaligen Sachsen, ist nicht alles tot, was begraben ist. Wenn man dort durch die alten Eichenhaine wandelt, hört man noch die Stimmen der Vorzeit ...

Heinrich Heine, Reisen in Deutschland

Wichtige Personen dieses Romans

Anmerkung: Historische Personen sind hinter ihrem Namen mit einem (H) gekennzeichnet.

Abbio (H): Herzog der Ostfalen, Widukinds Schwiegersohn

Alda: Asmunds Geliebte

Almar: Alwigs Sohn

Alwig: Schmied auf dem Wolfshof

Amalwin (H): Höfling Karls des Großen

Angilram von Metz (H): Erzkaplan Karls des Großen

Anscher: Lite aus Hockeleve, Fährmann

Anwan: Brunolds Neffe, Kapitän der Begga

Asmund: Graf von Minden

Balthasar: Verkäufer frauenbeglückender Waren

Beatus: Priester, jüngerer Bruder des Rutinus

Benno: Brunolds Vetter, Kapitän der Otterschwanz

Brunold: Mindens mächtigster Kaufmann, Kapitän der Silbermöwe

Buddo: Dorfvorsteher bei Saxnots Schwert

Ditmar: Kaufmann aus Throtmani

Elso: friesischer Bettler

Erkanbert (H): Missionsbischof

Ermold: feister Panzerreiter, später Hauptmann von Minden

Eudo: Knecht Ditmars

Feuerschmied: sagenhafte Gestalt

Gerhild: Wolfgers Mutter, Gemahlin Wolfhards

Gisla: Brunolds jüngere Tochter

Gunda: Wolfgers Schwester

Hartnid: pockennarbiger Panzerreiter

Heidrun: junge Kräuterfrau

Hidde: junger Lite bei der Feuerschmiede

Hraban: Bettlerkönig

Hruodgar: Barde

Karl der Große (H): König der Franken

Ogger: Bettler, rechte Hand Hrabans

Rorich: Unterführer der Panzerreiter

Rul: junger Reiter

Rutinus: Archidiakon von Minden

Tanko: älterer fränkischer Soldat

Teida: Brunolds ältere Tochter

Tibor: Brunolds Hausklave aus dem Volk der Wilzen

Tjalf: schweinsgesichtiger fränkischer Soldat

Ulf: Wittichs Sohn

Weerta: alte Litin vom Wolfshof

Welf: Bettlerknabe

Widukind (H): Herzog der Sachsen

Wittich: Lite, rechte Hand auf dem Wolfshof

Wolfger: Herr des Wolfshofes, Sohn des Sattelmeiers Wolfhard

Wolfhard: Sattelmeier aus dem Wolfsgeschlecht

Erster Teil:

Windzeit

Anno Domini 785

*Das war ein schwarzer Tag für Sachsenland,
als Wittekind, ein tapferer Herzog,
von Kaiser Karl geschlagen wurde ...*

Heinrich Heine

1. Kapitel:

Wolfsgeheul

»Wodan, o Allwissender, vergib mir! Donar, o Riesentöter, vergib mir! Saxnot, o Stammvater, vergib mir! All ihr Götter des mächtigen Asengeschlechts, verzeiht mir, dass ich euch abschwöre!«

Obwohl mit Inbrunst ausgerufen, verflogen die Worte im Tosen des Donnergottes. Wolfsgeheul. So klang das unablässige Brausen des schneetreibenden Sturmwindes, der in entfesselter Wut über das Wiehengebirge fuhr, die alten Götterbäume bog und selbst starke Äste brach. Donar, der Bauern-, Kriegs- und Wettergott der freien Sachsen, blies seinen Zorn über das Land, als wolle er es verheeren. Sogar das alte Heiligtum mit den mächtigen Eichen, Donars heiligen Bäumen, schien er nicht zu schonen. Wollte er die Welt der Menschen mitsamt ihren Bewohnern vernichten, weil sie sich von ihm und allen ihren angestammten Göttern abgewandt hatten?

Das fragte sich der einsame Reiter, der seinen kräftigen Rapphengst unter den winterkahlen Götterbäumen angehalten hatte und sich mit vorgeneigtem Körper gegen die Raserei des Donnergottes stemmte. Der dicke Pelzmantel, der um seine Schultern lag und auf der rechten Seite von einer silbernen Fibel zusammengehalten wurde, war mit unzähligen Schneeflocken bedeckt, wie das dunkle Fell des Rappen und das schulterlange Haar des Reiters, das hinter ihm wehte wie eine Fahne, die in die Schlacht getragen wird.

Aber die Zeit des Kampfes, der blutigen Schlachten, des erbitterten Widerstands gegen den Sachsenschlächter und seinen Christengott war vorbei, gestorben mit dem Kampfeswillen

jenes Mannes, dem die freien Sachsen die Führerschaft über ihr Volk und damit auch ihr Schicksal angetragen hatten. Dreizehn Jahre hatten sie gegen den Frankenkönig gestritten, eine lange Zeit. Ohne Widukind, der sich vom westfälischen Edeling zum Herzog und Kriegsherrn aller freiheitsliebenden Sachsen aufgeschwungen hatte, wäre sie viel kürzer gewesen. Das wusste Wolfhard. Nur Widukinds Kriegskunst, seine Schläue und sein Einfluss auf das Volk hatten einen so langen Widerstand gegen das Meer fränkischer Krieger und ihren schier unbegrenzten Vorrat an tödlichem Eisen ermöglicht. Jeder Sachse hätte Widukind dafür dankbar sein müssen, aber Wolfhards Gefühle waren so gespalten wie die riesige Eiche, die sich in der Mitte des heiligen Hains erhob.

Donar hatte einst seinen Blitz in den Baum geschleudert, um einen Streit zwischen Edelingen der Westfalen und der Engern zu schlichten. Seit jener fernen Zeit galt dieser Ort als heilig, als Platz des Opfers und des Gerichts. Vorbei. Noch heute würde dieser Ort für alle Sachsen verboten sein, sobald Widukind sein Haupt gebeugt und die Taufe mit dem Wasser des Christengottes empfangen hatte.

Wolfhard wiederholte seine Worte: »Wodan, o Allwissender, vergib mir! Donar, o Riesentöter, vergib mir! Saxnot, o Stammvater, vergib mir! All ihr Götter des mächtigen Asengeschlechts, verzeiht mir, dass ich euch abschwöre!«

Der kampferprobte Reiter fuhr zusammen, als er durch das Sturmtosen eine Antwort zu vernehmen glaubte. Worte wie von einer Menschenstimme, aber doch zu undeutlich, um sie zu verstehen. Erst als der Rappe ein plötzliches Wiehern ausstieß und den Kopf umwandte, erkannte Wolfhard die Wahrheit. Sein Blick folgte dem des Pferdes, und er sah den anderen Reiter, der seinen ebenfalls schwarzen Hengst langsam heranlenkte.

Der große Mann saß gekrümmt im Sattel, aber nicht aus Trotz gegen den Sturm, sondern vor Schmerz. Jeder Schritt des Rappen war wie ein Dolchstich in seinen Körper. Die angestregten Züge in dem länglichen Gesicht verrieten es. Wolfhard kannte seinen Herzog genau, er war lange mit ihm geritten. Und er fragte sich, ob die fortschreitende Krankheit nicht auch ein Grund für Widukind gewesen war, den Krieg zu beenden. Ein Kriegsherr, der nur noch mit Mühe in den Sattel kam und sich kaum noch aufrecht halten konnte, war wie ein lahmes Pferd oder ein Sohn, der mit schwacher Brust geboren wurde: das unnütze Abbild des Nützlichen, die enttäuschte Hoffnung, mehr Last denn Gewinn.

Der Sachsenherzog zügelte sein Tier neben dem Wolfhards. Die beiden Rappen drängten sich eng zusammen, um einander zu wärmen und gegen den Schneesturm zu schützen. Doch die Männer, obwohl Waffenbrüder, hielten Abstand zueinander.

»Donars Atem trug mir dein Flehen zu, Meier Wolfhard«, sagte Widukind mit einer Stimme, deren schneidende Kraft zu dem geschwächten Körper in Widerspruch stand. Mit dieser eindringlichen, beschwörenden Stimme hatte er es wieder und wieder geschafft, die Sachsen auf seine Seite zu ziehen, hatte er aus losen Haufen ein geschlossenes Heer geformt, das fränkischer Übermacht trotzte.

»Du führst den Namen des Donnergottes im Mund, Herzog.« Wolfhards Worte klangen bitter, sein Blick verhehlte nicht den Widerwillen. »Wirst du es noch tun, wenn Nott ihre dunklen Schleier über das Land wirft? Oder kennst du dann weder Nott noch Donar, weder Saxnot noch Wodan?«

»Nott bringt nach jedem Tag die schlafspendende Nacht und wird es immer tun«, antwortete Widukind, ohne zu überlegen. »Donar ist der Herr dieser Berge und wird es immer sein. So, wie Saxnot immer unser Stammvater, wie Wodan, Gott der Wölfe und der Raben, immer der Ahnherr meiner Sippe sein wird.«

Wolfhards Ausdruck verriet Unverständnis. Sein Blick suchte in Widukinds unbewegten Zügen nach Antwort, während eine weit ausholende Armbewegung des Sattelmeiers den großen Eichenhain umfasste. »Wenn du so aus tiefstem Herzen denkst, Herzog, warum willst du dann das alles hier aufgeben und dem Christengott Gefolgschaft geloben?«

»Das eine bedeutet nicht das andere, ganz im Gegenteil.« Diesmal waren Widukinds Worte nur ein Seufzen, und der Blick des Herzogs verlor sich im Dickicht der Baumriesen, im Labyrinth der Zeit. Nach einer kleinen Unendlichkeit des Schweigens fuhr er fort: »Ich habe keinen einzigen Sachsen vergessen, der für seinen Stamm und für seine Götter mit erhobenem Schwert in den Tod gestürzt ist. Noch vergaß ich jenen Bluttag vor drei Wintern, der die Aller rot färbte mit dem Blut unserer Brüder. Ich weiß, nicht viele werden mich verstehen, kaum ein Bauer und selbst nur wenige meiner treuen Sattelmeier. Auch dir wird es schwerfallen, Wolfhard, und doch würde gerade das mir viel bedeuten. Denn du zählst du den Treuesten und Tapfersten. Was heute geschieht, ist kein Verrat an den Toten, sondern unser Tribut an sie. Nur so können wir verhindern, dass jeder Tropfen Sachsenblut vergebens vergossen war.« Widukinds Blick kehrte von den Schlachtfeldern der Vergangenheit zurück und fand erneut die Augen des Waffengefährten. Enttäuschung legte sich über das Antlitz des Herzogs, als er im Gesicht des anderen noch immer Unverständnis las.

»Wenn wir weiterkämpfen, werden wir alle untergehen, früher oder später, und mit uns die Götter unseres Stammes«, versuchte Widukind es noch einmal und schrie gegen den wieder stärker werdenden Sturmwind an, der die sich mit jedem Wort erneuernde Atemfahne zerfetz-

te. Er blickte nach Norden, wo in unsichtbarer Ferne das Blutfeld von Verdi lag. »Tausende Tote. Sie alle sind für nichts gestorben, wenn ihr Stamm und ihr Glaube untergehen!«

»Ihr Stamm – unser Stamm – geht auch unter, wenn wir uns den Franken unterwerfen. Und unser Glaube ist dahin, wenn wir ihn verleugnen.«

Widukind schüttelte den Kopf. »Windzeit ist gekommen, und schwerer Sturm braust über das Land. Aber entwurzelt und verweht wird nur, wer sich dem Frankensturm unbeugsam entgegenstellt. Wer sich unter dem Schwertschlag beugt, aber in seinem Herzen aufrecht bleibt, wird bestehen. Sachsen werden Sachsen bleiben, auch wenn von Karl eingesetzte Grafen anstelle frei gewählter Fürsten über unsere Stammesbrüder herrschen. Und die Namen unserer Götter werden mitsamt den alten Bräuchen fortleben, mag es auch nur hinter vorgehaltener Hand geschehen, in düsteren Nächten, im Schutz des Sturmwindes. Aber das kann bloß sein, wenn es noch Sachsen gibt. Nur dann kann unser Stamm zu neuer Macht erstehen!«

»Aber wenn er dann schon zu fest eingefügt ist ins Reich der Franken?«

Widukinds Blick ging durch Wolfhard hindurch, wirkte sehnsuchtsvoll. »Dann wird vielleicht einst sächsisches Blut in den Adern der Könige fließen!«

Der Sattelmeier nickte langsam, begann seinen Herzog allmählich zu verstehen. Doch es war nicht leicht, das umzuwerfen, wofür man ein Leben lang eingetreten war, wofür man Sommer für Sommer mit blutigem Sax gekämpft hatte.

»Folge mir, Wolfhard.« Es klang nicht wie ein Befehl des Herzogs, sondern wie eine Bitte, fast wie ein Flehen. »Ich brauche dich!«

»Um die anderen zu überzeugen?«

Widukind nickte.

Der Sattelmeier rutschte vom Pferd und stapfte durch den an manchen Stellen kniehohen Schnee zu der gespaltenen Eiche. Dort hielt er an, drückte die flachen Hände und die gesenkte Stirn gegen den winterkalten Stamm, die Augen fest geschlossen. Die Kühle half, seine heißen, wirren Gedanken zu beruhigen. Und doch wurde er das Bild nicht los ...

Tausende von Sachsen, Bauern und Krieger, niederkniend, hinter ihnen die fränkischen Henker mit ihren scharfen, rotbefleckten Schwertern. Leiber ohne Köpfe, Köpfe ohne Leiber. Bäche von Blut, sich in die Aller ergießend, den Strom rot färbend. Raben und Geier, die kreischend über dem Strafplatz kreisen, in so großer Zahl, dass sie die Sonne verdunkeln. Dann stürzen die Aasfresser nieder, einer nach dem anderen, hacken in totes, noch warmes Fleisch, baden im Blut der Verratenen, der Gemordeten. Glasige Augen in abgeschlagenen Köpfen und doch anklagende Blicke. Besonders aus zwei großen grünblauen Augen ...

»Woolfraaam!«

Wolfhards lang gezogener Schrei übertönte noch Donars Wut und brachte sie zum Verstummen. Die Äste standen still, von einem Augenblick zum anderen. Kein Windstoß zerrte mehr an ihnen. Der Schnee fiel gerade und sanft zu Boden, nicht länger im stürmischen Durcheinander. Es war, als halte der Donnergott den Atem an angesichts einer Trauer und eines Zorns, nicht weniger tief als die Verbitterung des Riesentöters selbst.

»Der mächtige Donar scheint seinen Frieden gefunden zu haben«, erklang Widukinds Stimme. »Aber wie steht es mit dir, mein Freund?«

Wolfhard spürte eine Hand auf seiner rechten Schulter, drehte sich um und blickte in Widukinds besorgtes Gesicht. Der Herzog stand neben ihm. Hätte der Herzog einen Bart getragen, wäre so manche tiefe Furche verdeckt worden. Welche Mühe mochte es den einst gefürchteten Recken gekostet haben, sich aus dem Sattel zu quälen?

Der Sattelmeier ballte die Hände zu Fäusten, so stark, dass er das Fleisch seiner Handballen aufriss. »Wie kann ich Frieden finden nach allem, was mir und den Meinen angetan wurde?«

»Keine Sippe, keine Familie lebt in den Sachsengauen, die das nicht von sich behaupten kann. Und doch müssen sie alle ihren Frieden machen, mit den Nornen und mit den Franken. Nur das bedeutet Leben. Und nur Leben ergibt einen Sinn!«

»Vielleicht ist es so«, sagte Wolfhard nachdenklich und versuchte vergebens, das Bild des anklagend blickenden grünblauen Augenpaares zu verdrängen. »Du hast in so vielen Dingen recht gehabt und bist deshalb unser Herzog geworden. Wahrscheinlich hast du auch diesmal das Rechte erkannt, eher und deutlicher als jeder andere im Sachsenland.«

»Ich hoffe es«, entgegnete Widukind auffällig leise. »Wenn nicht, lade ich große Schuld auf mich.« Er zeigte zu den beiden Pferden, die noch dicht an dicht standen. »Reiten wir? Die anderen warten sicher schon in der Burg.«

Wolfhard nickte und begleitete Widukind zu den Rappen. »Wie hast du mich so schnell gefunden?«

»Frau Hulda hat erst spät begonnen, die Betten der Riesen auszuschütteln. Die Eisfedern fielen nicht so zahlreich, um deine tiefen Spuren im Schnee zu verdecken.« Der Herzog lächelte hintergründig. »Aber auch ohne deine Spur zu sehen, hätte ich gewusst, wo ich dich finde, Meier Wolfhard.« Als Wolfhard im Sattel saß, bemühte sich Widukind zum wiederholten Mal vergebens, sein hohes Ross zu erklimmen. Mit schmerzverzerrtem Gesicht rutschte er zurück in den Schnee und stöhnte leise. Wolfhard stieg behände ab und kniete sich vor Widukinds Pferd.

»Nein, Wolfhard.« Widukind schüttelte den Kopf. »Von diesem Tag an soll kein Sachse mehr vor mir auf die Knie fallen. Euer Herrscher heißt jetzt Karl.«

»Noch nicht. Noch bist du mein Herzog und ich dein Sattelmeier.« Ein flüchtiges Grinsen vertrieb kurzzeitig Wolfhards trübe Gedanken. »Auch wenn der Name dies nicht meint, als Sattelmeier muss ich doch meinem Herzog helfen, in den Sattel zu kommen.«

Abermals schüttelte Widukind das Haupt und ließ sein schwarzes Haar hin und her wehen. Stumm packte er die Zügel und führte seinen Hengst zu dem großen flachen Felsen unweit der gespaltenen Eiche. Er stieg auf den Opferstein, den das in vielen Menschenaltern vergossene Blut dunkel gefärbt hatte, und kletterte von da aus auf den Rappen. Es sah grotesk aus – aber einmal im Sattel, hielt sich der Herzog gut, wenn auch in seiner eigentümlich krummen Stellung.

Zwischen Widukind und Wolfhard schien alles gesagt. Schweigend ritten sie inmitten schneebedeckter Eichen und Buchen, Kiefern und Tannen zurück zur alten Donarburg. Der Donnergott hielt noch immer den Atem an – oder hatte er der Welt der Menschen, der Verräter und Götterleugner, ganz den Rücken gekehrt?

Es dauerte eine ganze Weile, bis der gedankenverlorene Sattelmeier das lang gezogene Heulen bewusst wahrnahm, das den Winterwald durchschnitt. Klagend. Zugleich bedrohlich. Und unheimlich, wie von Geisterstimmen ausgestoßen.

Wolfhard spürte, wie sich seine Nackenhaare aufstellten. Der kalte Schauer, der über seinen Rücken lief, ging nicht auf den eisigen Hauch der Frostriesen zurück. Das Geheul war daran schuld. Vielmehr das, was dahintersteckte. Er hielt sein Pferd an, richtete sich im Sattel auf und blickte sich suchend um, ohne etwas zu sehen.

»Wolfsgeheul«, stellte Widukind, der seinen Hengst ebenfalls gezügelt hatte, stirnrunzelnd fest. »Seltsam, dass wir es bei dieser Windstille hören; die Wolfsschlucht ist doch gar nicht so nah. Der Winter ist hart, und die Rudel jagen auch am Tag. König Karl wird seine wahre Freude am Wiehengebirge haben. Die Jagd soll seine Lieblingsbetätigung sein.«

»Die Jagd auf Wölfe oder die auf Sachsen?« fragte Wolfhard.

»Ich weiß nicht, ob er da Unterschiede kennt.«

Widukinds Antwort bewies dem Sattelmeier, dass der Herzog wirklich aus Sorge um seinen Stamm handelte und nicht etwa, weil Frankenkönig und Christengott ihn überzeugt hätten. Doch das erleichterte Wolfhard keineswegs, zumal neuerliches Geheul erscholl. Seine Verursacher schienen jetzt näher zu sein, blieben aber unsichtbar.

Die Rechte des Sattelmeiers fuhr an die linke Hüfte und berührte den Schwertknauf. »Das hört sich an wie Geisterstimmen.«

»Dann nützt dir dein Sax nicht viel«, meinte Widukind, der kein Bisschen besorgt schien.

»Vielleicht sind es Wodans Wölfe, die Gierigen«, flüsterte der Sattelmeier in einer Mischung aus Andacht und Furcht. »Vielleicht weinen sie.«

»Warum?«

»Um den verlorenen Sohn, Herzog Widukind. Um dich!« Widukind, dessen Name ›Wodans Kind‹ bedeutete und dessen Familie ihre Abstammung auf den – in den alten Erzählungen von Wölfen und Raben begleiteten – Göttervater zurückführte, wirkte für einen Augenblick betroffen. Dann verhärteten sich seine Züge wieder, und er trieb den Rappen an.

»Ich habe mich entschieden«, sagte er hart. »Nichts kann mich mehr zur Umkehr bewegen!« Wolfhard folgte ihm und hielt vergebens nach Wölfen Ausschau. Er sah weder Geistertiere noch welche aus Fleisch und Blut. Aber das klagende Heulen begleitete die beiden Reiter auf dem gesamten Weg.

Wolfsgeheul.

Vor dem geistigen Auge des Sattelmeiers tauchten wieder die beiden anklagenden Augen auf. Wolfram. Rief der Sohn nach dem Vater?

Ein seltsames Gefühl ergriff den Sattelmeier. Wie die Berührung einer unsichtbaren Hand. Hatten die Fäden der Nornen ihn gestreift? Das unablässige Geheul schien ihm das Schicksal verkünden zu wollen. Vergebens suchte Wolfhard nach dem Sinn der Botschaft. Aber er wusste auf einmal, ohne die Sprache der Wölfe zu verstehen: sein Schicksal würde sich erfüllen, noch an diesem Tag.